

Dolmetscher zwischen verschiedenen Welten

Gespräch mit Wolfgang Sauer,
Geistlicher Direktor des Instituts
zur Förderung publizistischen Nachwuchses

Noch einmal etwas Neues anfangen – diese Motivation hat Monsignore Wolfgang Sauer dazu gebracht, im Mai 2011 im Alter von 63 Jahren das Amt des Geistlichen Direktors des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V. (ifp) anzutreten. Für diese Herausforderung nahm Sauer Abschied vom Erzbistum Freiburg, wo er seit 2003 auch Domdekan des Metropolitankapitels war. Im Münchner ifp ist Sauer Nachfolger von Pfarrer Michael Broch, der bereits im August 2010 nach einem umstrittenen Zeitungsinterview zurückgetreten war. Nach dem Weggang der Journalistischen Direktorin Dr. Elvira Steppacher Ende 2011 ist Sauer momentan alleiniger Direktor des Instituts. Johanna Kempfer, die für ihre Diplomarbeit über die Geschichte des ifp schon Interviews mit allen ehemaligen Leitern des ifp geführt hatte, hat mit ihm gesprochen.

Wie haben Sie die Situation im ifp zu Beginn Ihrer Amtszeit empfunden?

Als ich am 1. Mai 2011 aus einem Ordinariat hierher kam, entdeckte ich das ifp als eine relativ überschaubare, aber zugleich komplexe Einrichtung. Zudem eine, in der eine ganze Reihe von Aufgaben und Verantwortungen, die in einer großen Einrichtung von den jeweiligen Fachabteilungen bearbeitet werden, von den Hauptverantwortlichen selbst geleitet werden müssen. Die Journalistische Direktorin, Elvira Steppacher, hat mich damals mit manchem „Kleingedruckten“ überrascht, über das ich mir vorher überhaupt keine Gedanken gemacht habe, aber das normalerweise hier eben zur Geschäftsführung oder zur Aufgabe der Direktoren dazugehört.

Worin sehen Sie Ihre zentralen Aufgaben als Geistlicher Direktor?

Meine Vorstellungen dazu sind klar. Sie sind auch im Profil des Geistlichen Direktors beschrieben. Im Augenblick komme ich aus den erwähnten Gründen aber nicht im gewünschten Umfang dazu. Insofern lebe ich zurzeit eher im geschäftsführenden Alltag als in dem, was plakativ die Aufgabe des Geistlichen Direktors ist. Ganz klar: Der Geistliche Direktor steht dafür, dass eine vertrauensvolle Verbindung zum Auftraggeber des Instituts gepflegt wird, damit meine ich nicht nur die Bischofskonferenz, sondern die katholische Kirche in Deutschland

überhaupt. Auch die Katholiken mit ihren Kirchensteuern sind unser Auftraggeber. Alle erwarten mit Recht, dass sich die Kirche auch im Bereich der Medien und des Journalismus engagiert und mit einer qualitativ guten Arbeit an die Öffentlichkeit tritt. Meine Aufgabe ist es, mitzuhelfen im Sinne einer theologischen Beratung, einer geistlichen Begleitung. In meinem Arbeitsprofil steht, dass ich theologische Module in die Curricula der Ausbildungsgänge einbringen soll. Ich sage das mit einer gewissen Nachdenklichkeit, denn ich habe dazu keine feste Tradition vorgefunden. Eigentlich hätte ich es als etwas sehr Selbstverständliches empfunden, dass der Geistliche Direktor bei den Stipendiaten oder in den Volontärkursen mit bestimmten Vorlesungen oder auch mit Studententagen exemplarisch auftritt. Das war für mich eine wichtige Motivation: Ich habe in Freiburg so viel an „Kirchenwissen“ erworben, dass ich mich auch als Dolmetscher sehe. Das heißt, Menschen, die begreiflicher Weise nicht jeden Tag hinter die Kulissen einer Bistumsleitung schauen, das System und die Institution katholische Kirche auch von innen her zu erläutern und nahe zu bringen.

Sehen Sie Ihre Aufgabe darin, Neues einzubringen oder eher darin, an die Arbeit Ihrer Vorgänger anzuknüpfen?

Die Tradition, die hier vorgegeben ist, ist sehr unterschiedlich. Wenn ich mit dem Gründungsdirektor Pater Wolfgang Seibel spreche, vernehme ich andere Botschaften, als wenn ich zum Beispiel Pater Roger Gerhardy höre. Und das, was mir Elvira Steppacher als ihr Credo mitgeteilt hat, ist auch wieder differenziert von dem, was andere gesagt haben. Eine einheitlich klare Kontur und Tradition gibt es nicht und braucht es meines Erachtens auch nicht zu geben. Jeder füllt das Amt ja auch mit seinem Charisma, mit seinen Fähigkeiten aus. Meine besondere Stärke ist die unmittelbare persönliche Begegnung. Das ist auch mit meinem priesterlichen Selbstverständnis verbunden. Dazu kommt eine gewisse systemische Erfahrung. Ich meine sagen zu können, dass ich weiß, „wie Kirche tickt“. Ich habe eine gewisse Sprachbegabung im Sinn dessen, was ich vorhin dolmetschen genannt habe: verschiedene Welten nicht unbedingt kompatibel zu machen, aber doch aufeinander zu beziehen und zu vernetzen, so dass Begegnung stattfinden kann.

Sie meinen, dass jeder Leiter sein eigenes Credo hatte. Wie sieht Ihr Credo aus?

Das ifp hat seinen Sinn großartig erfüllt, wenn die, die hier studieren, gute Journalisten sind und auch unter der Maßgabe der heutigen Anforderungen, der Veränderungen der Medienlandschaft, „à jour“ sind. Sie müssen die „alten Sprachen“ beherrschen: Reportage und Kommentar und all diese Dinge müssen stimmen – nicht nur mittels

Wikipedia. Das Handwerkszeug muss beherrscht werden. Aber eben auch das, was ich heute in jeder Rundfunkanstalt wahrnehme: dass sich die Leute etwa mit Videojournalismus auskennen und mit anderen multimedialen Begabungen ausgestattet sind. Meine zweite Mission ist, dass sich die Institutler in dem wiederfinden, was ich kürzlich von einem Volontär gehört habe. Der hat gesagt, dass er sich für manche journalistische Schulen in Deutschland interessiert hat. Er ist deswegen ins ifp gekommen, weil er meinte: Hier wird zu dem rein Handwerklichen auch eine klare ethische und in einer guten Gemeinschaft, im Dialog verortete Begleitung mitgeliefert, die er als Journalist unbedingt will. Es ist fast so wie ein journalistischer Rotary-Club – so hat er es genannt, der viele Vernetzungen hat, aber auch in einer gewissen Einheitlichkeit und Grundausrichtung des Geistes verbunden ist.

Sie sind momentan alleiniger Leiter des Instituts. Bis wann soll die Stelle des Journalistischen Direktors wieder besetzt werden?

Der erklärte Wunsch des Aufsichtsrates ist es, dass wir in der Zeit nach den Sommerferien wieder die Doppelspitze haben. Ich bin neugierig, ob diese Doppelspitze wirklich funktioniert. Sie konnte sich bis heute ja noch niemals bewähren. Bisher gibt es sie nur auf dem Papier. Das wird jetzt die große Aufgabe sein. Da sehe ich mich auch in der Pflicht, das personell neu aufgestellte Institut gut in die Gänge zu bekommen. Es wird sich dann zeigen, ob eine Einrichtung von der Größe des ifp wirklich geeignet ist, zwei Direktoren zu haben.

Wie stellen Sie sich die Arbeit der Doppelspitze vor?

Ich kann mir sie noch gar nicht richtig vorstellen, weil die Aufgabenverteilungen, die bisher auf dem Tisch lagen, bekanntlich noch nicht zum Tragen gekommen sind. Eines habe ich in diesen wenigen Monaten, die ich hier bin, gelernt: Die Zuständigkeiten der Geistlichen und der Journalistischen Direktoreschaft liegen oft so eng beieinander, dass ein Bereich den anderen notwendigerweise konditioniert. Wenn die Chemie zwischen den beiden Direktoren nicht hundertprozentig stimmt, ist die Doppelspitze eher ein Energieverlust als eine Synergie.

Es gibt ja eine Geschäftsordnung, in der die Aufgabenverteilung zwischen den beiden Direktoren festgesetzt ist.

Ja, die muss jedoch dringend verifiziert werden. Sie ist mit viel Bedacht, aber ohne bereits erprobte Erfahrungsbasis entworfen. Das wird sich jetzt im Experiment der Doppelspitze zeigen, wie sich theoretisch ausgedachte Zuordnungen in der Praxis bewähren und ob sich nochmal neue Akzente ergeben.

Sie werden also an der Geschäftsordnung nichts ändern, solange der Journalistische Direktor noch nicht im Amt ist?

Nein. Ich werde die jetzt entstandene Situation nicht womöglich zu meinen Gunsten ausnützen, indem ich jetzt Fakten setze und die dem Nachfolger von Elvira Steppacher dann als gegeben vorsetze. Ich bin lange genug in der Bistumsverwaltung gewesen, um zu wissen: In der Sedisvakanz ändert man nichts an der Struktur, sondern wartet, bis die Leitung komplett ist. In der Diskussion der letzten Monate habe ich auch zu verstehen gegeben: Wenn es sich aus der konkreten Erfahrung heraus zeigen würde, dass es für alle Beteiligten doch besser wäre, eine eindeutige Leitung im Sinn der Letztentscheidung zu haben, hätte ich als Geistlicher Direktor überhaupt keine Probleme damit, ins zweite Glied zurückzutreten – wenn es dem Unternehmen dient. Geistliche Wirksamkeit hängt an der Person und nicht am Titel.

Ihren Amtsvorgängern war es wichtig, dass das ifp in einer gewissen Unabhängigkeit von der Bischofskonferenz arbeiten konnte. Wie viel Unabhängigkeit braucht das Institut Ihrer Meinung nach?

Das Wort unabhängig finde ich nicht sonderlich glücklich. Das ifp ist nie unabhängig, weil wir de facto abhängig sind. Es geht eher um die Frage nach der Freiheit, nach einer engagierten Realisierung dessen, was der Auftrag dieses Instituts ist. Ich weiß von der Mehrzahl der Bischöfe, die mich nach meiner Ernennung auch angesprochen haben, dass in meine Person ein großes Vertrauen gesetzt wird. Wenn das Grundvertrauen stimmt, dann runzelt man nicht die Stirn, wenn an dieser oder jener Stelle mal eine Entscheidung getroffen oder ein Kommentar laut wird, den andere vielleicht anders formulieren würden. Als ich ernannt worden bin, war in kreuz.net – das ist nicht meine tägliche Internetseite! – zu lesen, es wäre, weil aus einem Ordinariat, „ein Mann des Apparates“ gekommen. Ich verstehe mich überhaupt nicht als ein Mann des Apparates, in diesem negativen Sinn von: „Jetzt mal hier eine linientreue Kirchlichkeit durchdrücken“. In meiner früheren Aufgabe in Freiburg habe ich immer eine hohe Freiheit des Denkens vorgefunden. Es gab bei aller Loyalität zum Bischof eine erfreulich vielfältige Form der Meinungsfindung. Kritik und Disput waren an der Tagesordnung. Jetzt muss ich eben einem Verdacht, der sicherlich im Raum steht, entgegentreten: „Die Bischöfe haben da einen Aufpasser hingesetzt, der auch schon mal als Domkapitular sowieso 150-prozentig ist, und der wird jetzt hier den Betrieb mal schön nach der Ordnung und dem Willen der Bischöfe richten und leiten.“ Das wäre eine blöde Lesart des Vorgangs. Die hat in meiner Person überhaupt kein Fundamentum in re. Da brauche ich mich auch nicht verteidigen,

weil ich nachweislich in meinem bisherigen beruflichen Tun genügend Akzente gesetzt habe, an denen sichtbar geworden ist, dass ich meine eigene Meinung habe und nicht das Fähnchen in den Wind hänge. Aber ich bin katholischer Priester und vom Auftrag der katholischen Kirche auch und gerade im Bereich der Medien und des Journalismus sehr überzeugt. Das Urteil müssen sich andere über mich bilden.

Welche Erfahrungen haben Sie denn während Ihrer Amtszeit mit der Deutschen Bischofskonferenz gemacht?

Ich wünsche mir, den Kontakt noch wesentlich zu intensivieren. Ich sehe eine deutliche Notwendigkeit, für das Vertrauen, das mir damals geschenkt worden ist, jetzt auch ein Feedback zu geben: „Ihr habt mir den Auftrag gegeben – ich gebe jetzt binnen Jahresfrist eine erste Rückmeldung und kurze Bewertung.“ Damit deutlich wird, dass ich jetzt nicht nur sozusagen meine Händchen reibe und sage: „Ich habe da einen schönen Job in München bekommen – hoffentlich redet man mir nicht zu viel rein.“ Nein, ich will, dass wir in einem guten Dialog sind. Bischof Gebhard Fürst hat mich jetzt in eine medienethische Arbeitsgruppe der Bischofskonferenz berufen. Mein Vorteil, wenn man so will, ist, dass ich mit einer großen Zahl der „Protagonisten“ sehr gut bekannt bin und manche Gelegenheiten habe, ihnen auch persönlich zu begegnen. Die Brücken sind gebaut – jetzt müssen sie beschritten werden. Und ab und zu vielleicht auch mal mit der Aktentasche beschritten werden. Dass man sagt: Lesen Sie das mal durch und geben Bescheid, ob es so in Ordnung ist.

Lassen Sie uns den Blick noch ein bisschen weiter in die Zukunft werfen. Wie sehen Sie die Chancen, dass das ifp künftig genügend geeignete, katholische Bewerber finden wird?

Bei den Bewerbungsgesprächen für den neuen Stipendiatenkurs habe ich erlebt – und das haben mir auch die anderen Mitglieder der Auswahlkommission bestätigt, dass es schwer war, von den rund 40 Kandidatinnen und Kandidaten, die wir am Ende hatten, 15 auszuwählen – weil alle so gut waren! Ich habe bisher noch nicht feststellen können, dass die demographische Entwicklung oder die konfessionelle Festlegung des Instituts dazu führen, dass wir an die Wege und Zäune gehen müssten und auch die in unser Programm aufnehmen, bei denen man eigentlich sagen würde: naja, nur aus Gnade und Barmherzigkeit! Im Augenblick sehe ich keine Notwendigkeit einer pragmatischen Neuausrichtung. Wenn die Doppelspitze komplett ist und nach einer Serie von Klausuren sowie im Dialog mit unseren Auftraggebern werden wir das eine oder andere Profil herausarbeiten. Ich bin nicht

hierhergekommen, um in dieser Fragestellung die wesentlichen Akzente zu setzen. Da bin ich der Teamplayer. Ich will das Ganze sozusagen überprüfen auf die Kompatibilität in den Raum der Gesellschaft und der Kirche hinein. Und ich maße mir schon gar nicht an, der journalistische Experte zu sein, der jetzt zum Beispiel weiß, ob Engagement in den sozialen Netzwerken wirklich die Zukunft schlechthin ist.

Stichwort Medienwandel und Social Media – wie reagiert das ifj mit seinen Angeboten darauf?

Da denke ich an die Theologenkurse, die in unserem Haus angeboten werden. Ein Kurs hat in seiner nächsten Etappe „Social Media“ auf dem Plan. Diejenigen, die in den Diözesen als Theologen, als Verantwortliche arbeiten, müssen entsprechendes Wissen haben – auch, um ihre Auftraggeber und Vorgesetzten zu beraten. Denn da geistern ja alle möglichen Ängste und Erwartungen herum, dass etwa an Facebook die Welt genest oder zugrunde geht.

Auch die Bistumspresse befindet sich im Wandel, sie hat mit massiven Abonnenenverlusten zu kämpfen. Wie sehen Sie diese Entwicklung im Blick auf die Kirchenzeitungsvolontäre, die im ifj ausgebildet werden?

Da habe ich so ein bisschen meine Sorgen, die ich auch mit den Studienleitern teile. Sind diejenigen, die in den Kirchenzeitungen arbeiten, genügend vorbereitet und flexibel, wenn einmal die Kirchenzeitung als Arbeitgeber nicht mehr in Frage kommt? Wir legen immer großen Wert darauf, dass die Redaktionen unsere Kirchenzeitungsvolontäre nicht als billige Hilfskräfte benutzen, sondern dass sie umfassend journalistisch ausgebildet werden, damit sie auch in einem anderen Berufsfeld starten können. Das ist so ähnlich wie früher im Bistum Münster: Ich habe mir sagen lassen, dass es da eine Zeit gab, in der man den Pastoralreferenten geraten hat, ein Zweitstudium zu machen, damit für den Fall der Fälle die Existenz gesichert ist. Und ich denke, eine ähnliche Vorkehrung muss man bezüglich der Kirchenzeitungsvolontäre auch im Blick haben.

Wie beurteilen Sie die Situation bei den Volontären im privaten kirchlichen Hörfunk?

Da sehe ich es eigentlich positiver. Die Lesekultur in der Gesellschaft lässt nach. Aber hören oder sich akustisch berieseln lassen und zwischendurch ein paar gute Informationsinputs bekommen, hat nach wie vor Zukunft.

(Die Fragen stellte Johanna Kempter.)